

# Wummernde Pauken und falsche Tränen

**Musikfest** Sven-David Sandströms Neuvertonung des „Messias“ ist erstmals in Stuttgart aufgeführt worden. *Von Annette Eckerle*

---

In den 1960er Jahren zählte Sven-David Sandström zu den avanciertesten schwedischen Komponisten. Seine seriell strukturierte Musik zeichnete sich in jenen Jahren durch hohe Komplexität aus. So um 1980 setzte dann die große Wandlung des Sven-David Sandström ein. Aus dem kühl Klangwirkungen berechnenden Konstruktivisten, Jahrgang 1942, wurde – etwas plakativ gesagt – ein Neoromantiker, der sich zwar noch hie und da der Material- und Bauplansammlungen der Musikmoderne bedient, um die einst kultivierte Komplexität allerdings meist einen großen Bogen macht.

Sandströms Arbeitsphilosophie heute: „Als Komponist möchte ich eine künstlerische Vision durch Emotionen ausdrücken.“ Eingeschrieben hat Sandström diesen Grundsatz auch seinem jüngsten Werk,

dem „Messiah“, nach den gleichen Versen von Charles Jennens, die Händel 1741 vertonte. Entstanden ist die Komposition im Auftrag der Internationalen Bachakademie Stuttgart und des Oregon Bach Festivals. Die Uraufführung in den USA Anfang Juli dieses Jahres wurde vom Publikum mit Standing Ovations gefeiert, die Stuttgarter Erstaufführung beim Musikfest Stuttgart im Beethovensaal auch.

## Das Damoklesschwert der Moderne

Und so schien sich Sandströms Sicht der Dinge zu bewahrheiten, der zufolge die Avantgarde nichts weiter mehr ist als ein mit Ideologien bewehrter Dinosaurier, nur noch von ein paar grau gewordenen Revolutionären wie eine Reliquie verehrt. Es ist ja auch gut so, dass Komponisten heute nicht mehr unter dem Damoklesschwert von

Adornos Philosophie der Neuen Musik schreiben müssen, dass es keine Schande ist, auf alte Stile und Idiome zurückzugreifen, kurz: dass es so etwas wie kompositorische Freiheit gibt.

Doch es gibt eine Kategorie, die immer noch unabdingbar ist, die des guten Geschmacks. Selbigen vermisste man im ersten Teil des Sandström-„Messiah“ ein wenig, im zweiten schon ein bisschen mehr, im dritten musste man ihn dann gänzlich auf die Vermisstenliste setzen. Emotion schien mit Gefühligkeit verwechselt zu sein. Affekte wurden durch immer wiederkehrende Effekte zu einem kitschig-sentimentalen Nichts verwaschen.

Nach einer kurzen Orchesterintroduktion in anthrazitfarbenen schillerndem Kolorit, dominiert von einer schicksalhaft wummernden Paukensequenz, lässt Sandström den Chor das „Halleluja“ in Silben gestückelt wispern, ein wenig minimalistisch aufgeraut. Die folgende Aria „Comfort ye“, bei Händel für Tenor solo gesetzt, ordnet Sandström dem Chor zu. Ein wenig Oper soll

hier sein, vielleicht auch eine kleine Reverenz an die Turbae in den Bach-Passionen? Derartige Umbesetzungen jedenfalls kommen einige Male vor.

## Verdi, Wagner und Orff gibt es umsonst

Manchmal ist es nur das Spiel mit dem Überraschungseffekt und musikalisch kaum nachvollziehbar. Dass vor allem die Soloarien von unglaublich schlichtem Zugschnitt sind, dass die Chorsätze sich irgendwann nur noch in klangassoziativen Spielereien erschöpfen, harmonische Anleihen bei Verdi, Wagner und Orff inklusive, lässt Sehnsüchte aufkommen nach dem großen Klangdramaturgen Händel.

Darum umso größeres Lob für die Ausführenden. Festivalchor- und Orchester mit Helmuth Rilling am Pult musizierten so beherzt wie präzise. Robin Johansen (Sopran), Roxana Constantinescu (Alt), Timothy Fallon (Tenor) und vor allem Michael Nagy (Bass) sangen ihre bisweilen sehr unbequem hoch liegenden Partien mit Bravour.